Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Artikel: Von alten und neuen Geigen

Autor: Falke, Konrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572762

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

scheni u Urner hät er ghabe es weiß kei Mensch wie viel u Matti, Borscheßi u Bärga mengs Doze. U d's Gade volls alta Chies, u n im Chäller mittlera u weicha, u derbi hetti er dem ermste Wibli keis Chuwi gönnt. Dernäbet ist er en unerchant brunta Kärli gsn, u mu seit, er heigi es Malsn eigena Meisterchniächt eis Chlapfs mussträctod gschlagie u n er heigi nachi noch dä arm Tropf i di heißi Chiesmilch inhi astoße.

Sin Brueder, d's Christi Choli, ist in allmu sufer d's Guntreeri gsp: es laubs tolls Mandli, aber erschröckelich arma. Es magersch Chueli un es grusam stozigs Weidli änet d'r Saane, das würd oppa alls gsp si, was er ghabe hät, u d'Milch hät er in e me chline Guseli chöne heimtrage.

Es Mal — es hät e nouwa di ganzi Wuche grägnet gha — hüetet d'Christi sus Chueli u steit undermu, fer gleitig höne 3'hälfe, we das Tierli oppa söllti e Mißstritt tue. U richtig, d's Chueli ghit, u beidi, d's Christi u d's Chueli, schlahts embry. U obna under em Fluehband steit d'r strub Choli u hät sich der Buuch vor Lachie.

Da — hälf mer der lieb Gott! — ghört mu es grusams Tose u Chrachie, wie we d'Aerde wellti 3'säme ghiie. En dica Stoub flügt bis zum Himmel osig, u wo dä sich verzieht, ist keis Fluehband mieh da u keis Weidli mieh u geng noch trole Steina embry.

Vom strube Choli hät mu nüit mieh gsieh u ghört. Mit der Zyt hei zwische de Stein Taannleni behimet; si si gwagse, u zläst ist du noch e struba Wald, aber e grüsselich e geeia, drus worde, u däm Wald seit mu bis zur Stund Cholis Grind.

Frit Cherfold, Bürich.

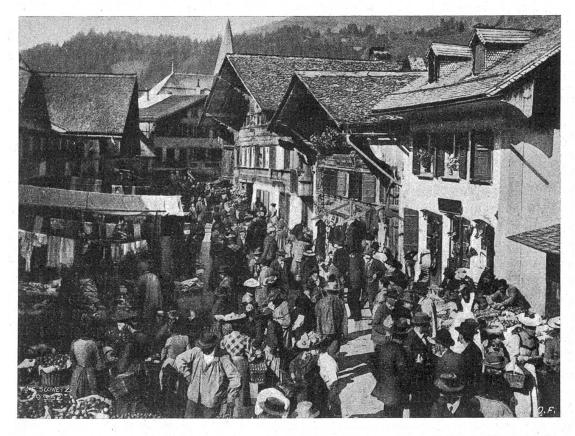
Von alten und neuen Beigen.

Eine Studie von Ronrad Falke, Zürich. Mit Abbildung.

Nachbruck verboten.

Die Geige und ihr Nimbus. Jeder Geiger träumt davon, eines Tages eine echte altitalienische Geige zu besitzen. Die Sucht nach einem solchen

Instrument wird für viele zur Leidenschaft, die sie gleich einer großen Liebe jahrelang nähren und zu deren endlicher Befriedigung sie unbedenklich bedeutende



Jahrmarft in Saanen.

Summen opfern, wenn die "günstige Gelegenheit" gekommen ist. Woher rührt
dieser Zauber? Eine edle Violine hat, fast
wie ein beseeltes Wesen, von Anfang an
ihre Schicksale, die auf ihren Charakter einwirken: nichts an ihr ist (wie etwa beim
Klavier) tote Maschinerie, sondern alles
zusammenhängender, gegenseitig sich bedingender und in diesen Bedingungen recht
geheimnisvoller Organismus. Man denkt
wohl auch daran, durch was für Hände sie
im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte gegangen sein mag; und aus ihrem
schmelzenden Klang spricht, über Gräber
hinweg, geläutertes Erleben...

Andere Instrumente verlieren, wie jeder Gebrauchsgegenstand, durch Alter und Abnützung an Wert; nur von den Geigen, Violen, Celli, Kontrabaffen wird behauptet und scheint erwiesen zu sein, daß sie immer besser werden. Geschäfts= fundige Händler haben diesen Glauben dermaßen befestigt, daß zurzeit die Preise für alte, besonders italienische Streich= instrumente nur noch für die wenigsten Sterblichen erschwinglich sind; die Sab= gier der Sammler wie die Eitelkeit der ausübenden Künstler trägt das ihrige dazu bei, die Verhältnisse immer schwieriger zu gestalten. Und jedes Mal, wenn sich eine neue Erfindung, den Ton "alt" zu machen, als Schwindel entpuppt, steigt das An= sehen der wirklich alten Stücke unter= schiedslos wieder um ein paar Grade.

Alte Geigen werden nicht nur als Ge= brauchsgegenstände, also nach ihrem ton= lichen Wert, sondern ebensosehr als einzig= artige Altertumer eingeschätt. In den wenigsten Fällen aber stehen Tonwert und Altertumswert eines und desselben Instrumentes auf gleicher Söhe; selten genug ist ein echtes altes Instrument in einem so tadellosen Zustand auf die Gegenwart ge= kommen, daß sein Tonwert seinem Alter= tumswert entspricht. Bei solchen Ausnahmestücken ist ein hoher Preis gerecht= fertigt — der Geiger aber, für den in erster Linie der Ton des Instrumentes ausschlaggebend ist (oder doch sein sollte), wird gut tun, mehr seinen Ohren als der Höhe des Preises zu trauen.

Das "Geheimnis" der Cremoneser. Es gehört zum Glauben (oder Abersglauben) an die alten Geigen, daß die Meister von Cremona, vorab Antonius Stradivarius und Josef Guarnerius del Gesu, im Geigenbau das Höchste, seither nie wieder Erreichte geleistet haben. Die= sem Glauben steht die Tatsache entgegen, daß es kaum ein Instrument dieser, ge= schweige denn anderer italienischer Meister geben dürfte, das ohne gründliche Re= paratur den heutigen Ansprüchen an Tonfülle und genaue Mensur genügt; viel= mehr zeigt es sich überall, wo noch alte Instrumente im Urzustand zum Vorschein kommen, daß ihr innerer Ausbau viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig läßt. Der wahre Ruhm, der sich an den Namen Stradivaris knüpft, gründet sich darauf, daß er, auf Amati fußend, die noch heute gültige klassisch schöne Umrikform der Violine ihrer Vollendung entgegenge= führt hat; nicht aber hat er die tonlichen Möglichkeiten, die in dieser Form lagen, selber auch zur Ausgestaltung gebracht: das blieb, sogar bei seinen eigenen Instrumenten, spätern Meistern vorbehalten.

allen altitalienischen Geigen= bauern (deren Blütezeit in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt) be= steht ein großer Unterschied zwischen der sorgfältig gearbeiteten Außenseite des Instrumentes und seinem für den Ion in erster Linie maßgebenden, fast niemals ge= nügenden Innenbau. Bei der wundervoll eingelegten und wie neu erhaltenen Geige "Methusalem", deren Entstehung wahr= scheinlich vor 1600 anzusetzen ist, zeigte es sich, als sie beim alten Siebenhüner in Zürich zum ersten Mal geöffnet wurde, daß der Bakbalken, statt aufgeleimt zu sein, aus der Decke ausgespart war, also mit ihr zusammen ein Stud bildete: der unbekannte alte Meister hatte von der Bedeutung dieses Teiles, der den Wider= stand der Decke erhöhen soll, keine Ah= nung! Ganz ähnlich verhielt es sich mit einer Geige von Francesco Gobetti 1715, einem Schüler Stradivaris, die in ihrem Lack, namentlich am Boden, unüber= trefflich schön ist, im Innern aber sich in völliger Verwahrlosung befand; und eine Geige von Ruggier del Per, mit einem Reparaturzettel von 1907, er= brachte den Beweis, daß auch heute in Italien die Geigenbauer, die genaue Ar= beit liefern, dünngesät sein müssen (neben=

bei bemerkt der einzige Grund. warum immer noch wertvolle Funde zu machen sind!). In diesen wie in vielen andern Fällen war es, neben lieder= lichen Bereifungen, besonders der Bakbalken, der nicht ge= nügte, sodaß man wohl sagen darf: seine richtige Herstellung und Anbringung ist der Brüf= stein für das Können des Geigenbauers. Der oft ge= hörte Einwand, spätere Pfu= scher hätten die klassischen In= strumente in den beschriebe= nen übeln Zustand gebracht, erledigt sich durch die Ueber= legung, daß die Instrumente in den meisten Fällen wohl taum geöffnet worden wären, wenn sie von Anfang an gut geflungen hätten.

Es hat fein Geheimnis der Cremoneser gegeben. Tonlich schon deshalb nicht, weil man damals an den Ton einer Geige lange nicht dieselben Anforderungen wie heute stellte (was, zusammen mit der früher niedrigeren Stimmung, also geringeren Saitenspannung erklärt, warum

die alten Baßbalken durchweg zu schwach sind)"; aber auch die äußere Erscheinung, also vorab die so sehr geschätzte Schönheit des Lackes, ist wahrscheinlich nicht nur ein Berdienst der betreffenden Meister, sondern, ähnlich wie bei alten Bildern, ebensosehr ein Werk der Zeit. Mag die Cremoneser Schule immerhin eine besondere Lackzusammensetzung gekannt haben, so scheint es doch vor allem (namentlich hinsichtlich der Temperaturen) eine bestimmte Technik des Lackauftrages gewesen zu sein, was im Laufe der Jahrzehnte allmählich außer Uebung kam.

Die Entwicklung hat der Vermutung, es werde mit dem "Geheimnis der Cremoneser" nicht so viel auf sich haben, recht gegeben. Wirkliche Tonkenner sehen heute nicht mehr auf berühmte Namen, sondern einfach darauf, ob ein altes Instrument noch einigermaßen gut erhalten und im Holz genügend stark ist (in der



"Methufalem". Altitalienische Bioline bor 1600.

Regel mindestens drei Millimeter unter dem Steg!); trifft das zu, so kann ein geschickter Geigenbauer es auch zum Klingen bringen. Wesentlich, und nicht vom Können des Reparateurs abhängig, ist freislich die Qualität des Holzes sowie das Modell: zu große Modelle klingen leicht dumpf, wie Bratschen; zu hochgewölbte, wie bei manchen alten deutschen Geigen, spröde und trocken. Der namentlich von Stradivari ausgebildete flachere Bau ist es, der zur Erzielung eines strahlenden, weithintragenden Tones die günstigsten Borbedingungen schafft.

Was die Qualität des Holzes anbetrifft, so fällt auf, daß die altdeutschen Geigenbauer fast durchweg Sorten mit dichtgedrängten (unter einem Millimeter), die altitalienischen dagegen solche mit locker bis sehr weit (ein bis zwei Millimeter) voneinander entfernt stehenden Jahresrippen verwendeten. Dichtges

brängte Jahresrippen sind, da sie am Baume geringere Holzmassen zwischen sich zu tragen haben, weniger fräftig als die weit voneinander abstehenden: eine aus solchem Holz gebaute Geige wird daber bestenfalls einen süßen, nicht aber jenen energisch strahlenden, tragfähigen Ton erzeugen, wie man ihn heute verslangen muß. Es dürfte schwer zu ermits

teln sein, warum die altdeutschen Meister das hochgewöldte Modell und seinjähriges Holz bevorzugten, während die altitalienischen das gerade Gegenteil beobachteten: Tatsache ist, daß bei flacher Wöldung und grobjährigem Holz das überhaupt mögeliche Tonergebnis — mag es auch damals noch nicht erzielt worden sein — das bessere ist.

Gedichte von F. Theodor Meier, Bern.

Mein Krieger

Er zog wie alle andern fort, Die Stirne lichter als ein Frühlingsbaum Und rätsellos — als hing dort nicht der Tod An sedem Hauch und sedem Wimperschlag.

Als hätt' er nie geblutet und gewußt, Daß allzuschwer für uns das Sterben ist Und ungestillt die aufgebrochne Hand — Stand seiernd auf und segnete den Tag.

Der Kelch

Stiebt setzt auf deine Stirn der Wettergraus Die scharfen Pfeile? Lebst du diese Nacht? Hältst krampsig das Sewehr und stehst und wachst? Und wehrst dem Würger, der dein Volk bedroht? Und höhnst den Tod... Ich lieg' im seid'nen Pfühl. Das Fenster tropst — Und nasses Licht zuckt um — erlischt — und zuckt Auf meine Wand das Kreuz — das Sotteskreuz — Da hängst du dran. Und stirbst den Sotteskreuz — Da hängst du dran. Und stirbst den Sotteskod, Den schweren, unbegriffenen, auch du — Und grau und siech reck' ich die Stirn zu dir Und trink' aus deinem Haupt den goldnen Strom — Tiesschauernd, daß ich Ihn und dich verlor: Den Sott und Freund — und nichts mehr bleibt — als Schuld.

Da — wie mein Hirn verglüht, dem Weh zum Fraß — Erlischt dein Kreuz und lischt dein Sterben aus — Es soll der Kelch an mir vorübergehn.
Du stehst und wachst — hältst krampsig das Sewehr.
Und höhnst den Würger, der ein Slück bedroht,
Und wehrst dem Tod...